

Die Ameise

Verbandsorgan der Porzellan- und verwandten Arbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands

Immer strebe zum Ganzen und kannst Du selber kein Ganzes werden
□ □ □ Als dienendes Glied schließ an ein Ganzes Dich an □ □ □

Redaktion, Expedition und Verlag: Charlottenburg — Privat-Postabonnement für das Vierteljahr 2 Mark

Nr. 30

Charlottenburg, Freitag, den 23. Juli 1909

Jahrg. 36



Sperrren

Vollsperrren in Deutschland: Colditz (Steingutfabrik A. G.). Mannheim. Stogheim.

Halbsperrren in Deutschland: Alexandrintal (Rechnagel). Bonn (Mehlem). Cortendorf. Flörshelm a. M. Gräfenroda (Heene, Ebert & Menz). Königszell. Langewiesen (Schlegelmilch). Neuhaldensleben (Hubbe). Oeslau. Passau. Reichenbach (Schwabe). Rudolfstadt (Schäfer & Vater). Schaala. Scheibe. Schlerbach. Selb (E. Gutschentreuther inkultive Firma Jäger & Werner). Sörnewitz. Stanowitz. Tettau. Triptis.

Sperrren in Oesterreich: Dessen Dorf (J. Schnabel & Sohn). Gießhübl (Schuldes). Linz an der Donau (Josef Engler Nachfl. und Robert Lenz Nachfl.). Meierhöfen (Ob. Benedikt) für Kapselbreher.

An die Arbeiterfrauen.

Die Not, die sich mit Vorliebe in Arbeiterwohnungen aufhält und sie selbst während der fetten Jahre nicht ganz verläßt, beginnt nun sich dort häuslich einzurichten. Schon sind Hunderttausende von Arbeitern seit langen Wochen arbeits- und brotlos und wissen des Morgens nicht, wo sie des Abends ihr Haupt niederlegen sollen; Millionen müssen Lohnverkürzungen und unfreiwillige Feterschichten hinnehmen. Der Wochenlohn ist um ein Viertel, ein Drittel und noch mehr zusammen geschmolzen, und sorgenvoll fragen sich Arbeiter und Arbeiterinnen, wie das noch werden soll. Wie sie auch rechnen und ihr Hirn zermartern: Was sie verdienen, reicht nicht, die Existenz zu sichern. Denn während die Einnahmen zurück gehen und immer unsicherer werden, stellt sich das Leben teurer und teurer.

Zu der hohen Wohnungsmiete gesellen sich die steigenden Preise der Lebensmittel. Das Quantum an Fleisch, Milch, Butter und Eier, das sich die Arbeiterfamilie oder die einzelne Arbeiterin leisten kann, ist gerade groß genug — um daran zu denken. Immer kleiner werden die Brotportionen, die die Arbeiter ihren Kindern geben kann. Die Teuerung aller Lebensmittel wächst erschreckend. Wenn im April 1 Kilogramm Bohnen 16 Pf. kostete, so mußte die Hausfrau schon im Mai 37 Pf. dafür zahlen. 1 Kilogramm Speldeböhen kostete im April 37 Pf., im Mai 39 Pf. Linsen sind in einem Monat von 47 Pf. auf 49 Pf. gestiegen. Für das Kilogramm Butter haben die Preise um 2 Pf. angezogen, es kostet 2,58 Mk. Für das Kilogramm Weizenmehl zahlte man im April 38 Pf., im Mai 40 Pf. Weizenbrot (Semmel) kostete im April pro Kilogramm 54 Pf., im Mai 56 Pf., Roggenbrot 31 bzw. 32 Pf. Der Preis für inländisches Schweinefleisch ist von 1,67 Mk. auf 1,68 Mk. gestiegen, für ausländisches von 1,36 Mk. auf 1,37 Mk. Diese Zahlen sind amtlich festgestellt.

Es sind anscheinend nur „armselige Pfennige“, um welche der Lebensbedarf verteuert worden ist, aber das Budget der Arbeiterin, der Arbeiterfrau belasten sie schwer. Das Einkommen beider ist ohnehin schmal, so daß jedes Anziehen der Preise steigende Sorgen, steigende Entbehrungen bedeutet. Denn die Pfennige summieren sich zu Mark zusammen, mit denen die Proletarierin rechnen muß. Professor J. Wolf hat festgestellt, daß die Pfennige der durch Abgaben verteuerten Lebensmittel

rund eine Milliarde ergeben. Zu diesen 1000 Millionen träge im Durchschnitt jeder Einwohner des Deutschen Reiches — die Kinder mit gerechnet — etwa 16 Mk. bei, eine Familie von fünf Köpfen also 80 Mk. Das ist ein ganz hübsches Sümmchen, mit welchem die Hausfrau so manchem Mangel, so manchem dringender Not abhelfen könnte. Gibt es nicht viele Mütter, deren Kinder kein ganzes Schuhzeug haben, und andere, die darauf verzichten müssen, den Kleinen auch nur satt zu essen zu geben?

Warum mir und den Meinigen so viel Sorge, so bitteres Darben? fragt sich verzweifelt die Proletarierin. Das wird ihr klar, wenn sie lernt, über ihre vier Pfähle hinaus zu blicken. Sie lernt dann verstehen, daß sie und die Ihrigen Opfer einer infamen Wucherpolitik sind. Auf allen notwendigen Lebensmitteln lasten Steuern und Zölle, ganz besonders aber drücken die letzteren auf den Preis des Getreides und damit des Brotes. Die deutsche Landwirtschaft kann den Bedarf der Bevölkerung an Brotfrucht nicht decken, ausländisches Getreide muß eingeführt werden. Aus dieser Not wird ein Geschäft gemacht auf Kosten des Volkes. Und die Nutznießer der Brotverteuern sind ein Häuflein profitgieriger Großgrundbesitzer. Die eingeführten Lebensmittel, allen voran Getreide und Mehl, werden verzollt, und diesem Zoll entsprechend steigt der Preis der inländischen Waren. In England kennt man keine Zölle auf solche Lebensmittel, die im Lande selbst erzeugt werden, in Deutschland dagegen werden durch Abgaben Hungersnotpreise für Nahrungsmittel künstlich geschaffen.

Am Brot machen die Agrarier außerdem noch ein Extrageschäft. Nicht bloß der Zoll treibt die Preise des Getreides in die Höhe und vermehrt ihren Profit um Millionen, sondern auch das sogenannte Einfuhrscheinsystem, das auf die Ausfuhr des einheimischen Getreides eine Prämie setzt. Mag die Ernte in Deutschland noch so reich sein, so hat das wenig oder gar keinen Einfluß darauf, die Preise der Brotfrucht zu verbilligen. Hat die Natur einen reichen Erntesegen über Deutschland ausgegossen, so führen die Herren Großgrundbesitzer um so größere Massen Getreide ins Ausland. Ist aber dort im Gegensatz zu Deutschland die Ernte schlecht ausgefallen, so geschieht das erst recht, und die Preise für Weizen, Roggen, Mehl und Brot steigen bei uns desto höher. Das ist also gleichbedeutend mit Teuerungsgeld. Die Zahlen beweisen dies deutlich. Es brachte Deutschland eine gute Ernte, besonders der Roggen war herrlich geblieben, der Weizen stand weit über dem Durchschnitt. Was hatte aber das arbeitende Volk davon? Günstigeres Brot? Im Gegenteil. Da nämlich die Welternte schlechter als in Deutschland ausgefallen war, und der „liebe Gott“ den Roggen in Rußland hatte sehr knapp werden lassen, so schnellten bei uns die Roggenpreise derart in die Höhe, daß die armen und Kleinen Leute schwer bedrängt wurden, den Agrariern aber das Herz im Leibe lachte. Diese patentierten Patrioten hatten nichts Besseres zu tun, als den heimatischen Segen an das meistbietende Ausland zu verschachern. Nach Holland, Skandinavien, nach den russischen und finnländischen Ostseehäfen wurde deutscher Roggen geschafft. Das war besonders einträglich dank dem System der Einfuhrscheine. Das sichert für jede Tonne ausgeführten deutschen Getreides 50 Mk. Prämie. Und welcher Agrarier würde sich zweimal sagen lassen, sie einzusäckeln? Ob auch durch ihre Handlung der „vaterländische“ Markt von Getreide entblößt, ein künstlicher Mangel geschaffen wird, was schert das die modernen Raubritter? Sie reiben sich vergnügt die Hände. Daß Millionen von Arbeitern, Handwerkern und

anderen kleinen Leuten samt ihren Familien durch die künstlich erzeugten Notstandspreise einer chronischen Unterernährung ausgezehrt werden, daß ihre Gesundheit dabei zugrunde geht. Was will das für diese Edlen sagen? Die Hauptsache ist, daß der agrarische Geldbeutel immer straffer wird.

Wohin soll es angesichts dieser Lage der Dinge führen, fragen sich denkende und sorgende Proletarier, wo jetzt die besitzenden Klassen ihre Drohungen wahr machen und dem Volke zu den Lasten, die es bereits trägt, 500 Millionen neue Abgaben aufhalsen? Bier, Tabak, Kaffee, Tee und Branntwein, ja sogar die Bündelchen sind noch höher versteuert und verteuert worden. Und ging es, wie die schlimmsten Reaktionäre wollten, so würde durch die geplante Mühlenumsatzsteuer auch das schon teure Brot im Preise noch mehr in die Höhe getrieben. Sollen sich in Zukunft die Arbeiter und die Ihren vielleicht mit dem Dufte des Brotes begnügen, das für die Agrarier, Zentrumspaffen und den bürgerlichen Rest gebaden wird?

Zu den schon bestehenden Abgaben neue 500 Millionen Mark! Das besagt nicht mehr und nicht weniger, als daß die Abgabenlast jedes einzelnen im Durchschnitt um weitere 7,60 Mk. vermehrt werden würde. Wie alle indirekten Steuern, würde auch die neue Bürde von 500 Millionen Mark am schwersten die besitzlose, also die arbeitende Klasse belasten. Gerade die indirekten Abgaben, welche den unentbehrlichen Lebensbedarf verteuern, stehen in schroffem Gegensatz zu den Einnahmen der werktätigen Masse. Bereits heute, ehe die neue Kiesenlast wirksam geworden ist, muß jeder Arbeiter, der ein Jahreseinkommen von 1000 Mk. aufweist, 65 Mk. indirekter Abgaben zahlen. Mehr als der zwanzigste Teil seines so sauer Erworbenen fließt somit in den Staatsfädel, und noch viel größer ist der Teil seines Verdienstes, den ihm die Agrarier mittels der Wucherpreise für Lebensmittel abknöpfen.

Die Lage ist außerordentlich ernst. Von einem Aufschwung des wirtschaftlichen Lebens ist wenig zu spüren; die Krise scheint noch andauern zu wollen. Um das Maß voll zu machen, sind überdies die Ernteaussichten sehr schlecht. Da ein großer Teil des vorjährigen Ernteertrages ins Ausland geführt worden ist, so müssen sich die arbeitenden Massen auf eine Teuerung gefaßt machen, wie sie seit Jahren nicht dagewesen ist. Was aber eine derartige Teuerung an Sorgen, Entbehrungen und Elend aller Art im Gefolge hat, das weiß jeder Arbeiter nur zu gut, das hat so manche Arbeiterfrau und Arbeiterin schon am eigenen Leibe erfahren.

Umso mehr sollte aber auch jede Arbeiterin und Arbeiterhausfrau aus den Erfahrungen dieser traurigen Zeit die Lehre ziehen, daß hier nur eins hilft: Die Selbsthilfe der Arbeiter und Arbeiterinnen durch die Organisationen. Und jede Arbeiterfrau sollte dafür Sorge tragen, daß sie selbst als Arbeiterin oder ihre männlichen Familienmitglieder der Gewerkschaft angehören.

Arbeiter und Herzte.

Der diesjährige Arztetag nahm einen außergewöhnlichen Verlauf insoweit, als die Reden, die zu der Frage, wie der ärztliche Dienst in den Krankenkassen geregelt werden soll, sich nicht mehr ausschließlich gegen die Arbeiter, sondern auch gegen die Regierungen, namentlich gegen das Reichsamt des Innern, richteten. Die Veranlassung zu diesem Frontwechsel der Ärztezünfte ist der Entwurf zu einer Reichsversicherungsordnung, den das Reichsamt des Innern vorgelegt hat.

Im den Krankenkassen, die für die Arbeiter zu sorgen haben, wie es seit jeher voraus zu liegen war. Diesen Kapitalisten war der blinde Eifer der Ärztezünfte gegen die Arbeiter willkommen, weil damit Stimmung für die Entrechtung der Arbeiter in bezug auf die Verwaltung der Krankenkassen gemacht wurde; jedoch dachten sie niemals daran, die Krankenkassen als Versorgungsanstalten für die Herzte, die eine bessere Versorgung nicht finden können, an die Ärztezünfte auszuliefern. Deshalb decken sich in dieser Frage durchaus nicht die Interessen der Ärztezünfte mit den Interessen der Kapitalisten.

Auf unser politisches Leben üben aber die Kapitalisten einen größeren Einfluß aus als die Ärztezünfte. Demgemäß ist der Entwurf der Reichsversicherungsordnung den Interessen der Kapitalisten und nicht den Forderungen der Ärztezünfte angepaßt: Den Arbeitern soll das Selbstverwaltungsrecht in den Krankenkassen entzogen werden, aber ebenso sind gegen die Ärztezünfte Zwangsmaßnahmen vorgeschlagen. Daher auf dem Arztetag das Gejammer über das „Ausnahme- und Kampfgesetz gegen die Herzte.“

Die Arbeiter müssen in dieser Frage stets ihr eigenes Interesse im Auge behalten. Sie dürfen sich auch nicht durch den jetzigen

Streit der Ärztezünfte mit den Kapitalisten irre machen lassen. Wenn sich jetzt die Ärztezünfte über das „Ausnahme- und Kampfgesetz gegen die Herzte“ beschweren, so dürfen die Arbeiter nicht vergessen, daß die Ärztezünfte ein Ausnahme- und Kampfgesetz gegen die Arbeiter gefordert haben. Auf der anderen Seite wenden sich die Kapitalisten aber nur deshalb gegen die „Einseitigkeit und Kurzsichtigkeit“ der Ärztezünfte, weil diese geeignet sind, die Kosten der Arbeiterversicherung zu erhöhen. Die Kosten der Arbeiterversicherung müssen aus dem Ertrage der gemeinsamen Arbeit gedeckt werden. Je größer die Kosten der Arbeiterversicherung sind, je größer daher auch der Anteil an dem Ertrage der gemeinsamen Arbeit ist, den die Arbeiterversicherung erfordert, desto geringer wird — bei sonst gleichen Umständen — der Uberschuß, der Profit der Unternehmer, das ist der Grund, weshalb die Kapitalisten alles tun, um die Kosten der Arbeiterversicherung möglichst niedrig zu halten.

Die Arbeiter müssen naturgemäß einen ganz anderen Standpunkt einnehmen. So sehr auch ihnen daran liegt, wirklich unnötige Kosten zu vermeiden, müssen sie stets darnach streben, daß den kranken Arbeitern eine möglichst gute ärztliche Behandlung zuteil wird. Dies ist aber nur dann zu erreichen, wenn in der Arbeiterversicherung der Dienst der Herzte so angemessen geregelt und bezahlt wird, daß die Herzte sich, nicht mehr gehemmt durch ein Uebermaß an Arbeit oder durch materielle Sorgen, mit Lust und Liebe, mit der nötigen Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit ihrer schweren Aufgabe widmen können. Die höheren Kosten, die eine solche Regelung des ärztlichen Dienstes erfordert, lohnen sich reichlich. Je schneller die Arbeiter ihre Gesundheit wieder erlangen und je gründlicher die Arbeiter geheilt werden, desto besser ist es nicht nur für die Arbeiter selbst, sondern desto vorteilhafter ist es auch für die Arbeiterversicherung. Zwischen der Arbeiterversicherung, d. h. den Arbeitern als Interessenten an der Arbeiterversicherung und den Herzten besteht, wie bei jeder Gelegenheit betont werden muß, nicht der Klassengegensatz wie zwischen den Kapitalisten und den Arbeitern. Die Arbeiterversicherung soll keinen Uberschuß, keinen Unternehmerprofit aus der Arbeit der Herzte ergeben, sondern sie soll einzig und allein den ärztlichen Dienst am zweckmäßigsten regeln. Zu einer solchen Regelung ist es unter dem geltenden Gesetze nicht gekommen. Deshalb müssen die Arbeiter sich bemühen, bei der bevorstehenden Reform der Arbeiterversicherung die gesetzlichen Bestimmungen so zu ändern, daß die sachgemäße Verständigung zwischen den Krankenkassen usw. und den Herzten möglich wird.

Dabei müssen die Arbeiter die Erfahrung berücksichtigen, daß je nach den besonderen Verhältnissen in den einzelnen Krankenkassen und in den Berufsgenossenschaften die Regelung des ärztlichen Dienstes verschieden sein muß, und daß nur dank dieser Verschiedenheit das Bessere aus dem Guten erkannt werden kann. Aus diesen Gründen müssen die Arbeiter daran fest halten, daß für die Regelung des ärztlichen Dienstes in der Arbeiterversicherung auch das neue Gesetz keine ein für allemal gültige Form festlegen darf, daß vielmehr unter allen Umständen der nötige Spielraum für eine Verständigung je nach den gegebenen Verhältnissen bleiben muß. In diesem Punkte müssen die Arbeiter dem Entwurfe der Reichsversicherungsordnung grundsätzlich zustimmen.

Dagegen müssen wir der Annahme, die den weiteren Bestimmungen des Entwurfs über die Regelung des ärztlichen Dienstes zugrunde liegen, widersprechen, daß nämlich die höhere Besoldung der Herzte in der Reichsversicherung durch die Differenzen zwischen den Krankenkassen und den Herzten befriedigend zu sein vermag. Diese Annahme ist durch die Einmischung der Bureaucratie verschlechtert worden. Daran ändern auch die Zwangsmaßnahmen, die der Entwurf sowohl gegen die Krankenkassen als auch gegen die Herzte vorschlägt, gar nichts. Hier darf nicht der äußere Zwang, sondern muß die friedliche Vereinbarung das letzte Wort haben. Demgemäß müssen auch die Arbeiter die Opposition der Ärztezünfte gegen die vorgeschlagenen Zwangsmaßnahmen unterstützen. Sie werden aber eine Änderung des Entwurfs in diesem Punkte nicht nur zugunsten der Herzte, sondern ebenso auch zugunsten der Krankenkassen fordern.

Dazu gehört ganz besonders, daß die Krankenkassen von der Verpflichtung, ihren Mitgliedern einen Arzt zu stellen, in solchen Fällen entbunden werden, in denen sie dieser Pflicht nicht nachkommen können, wenn sie sich nicht den Befehlen der Herzteorganisationen blindlings unterwerfen wollen. Im Entwurfe ist diese Befreiung der Krankenkassen zwar auch in Aussicht genommen, jedoch wiederum von der höheren Einsicht der Bureaucratie abhängig gemacht. Das genügt nicht. Eine derartige Maßnahme muß vielmehr einzig und allein dem Ermessen der

Rassenmitglieder selbst überlassen sein. Wenn das der Fall ist, werden auch die Aerzte damit rechnen und ihre Forderung so einrichten, daß eine Verständigung mit den Krankenkassen möglich ist.

So gehen die Arbeiter auch in der Aerztefrage ihren eigenen Weg, der ihnen durch die Rücksicht auf eine möglichst gute Krankenfürsorge vorgeschrieben ist. Er führt sie zu der Erkenntnis, daß auch hier das Selbstverwaltungsrecht der Arbeiter die Voraussetzung für jede wirkliche Verbesserung ist.

Vom Strafrecht.

Das Strafrecht und seine Anwendung sind die Teile der Rechtspflege, die in den Kreisen der Nichtjuristen das größte Interesse erregen. Straftaten pflegen überall die allgemeine Aufmerksamkeit zu erwecken, und zu größeren Strafprozessen, man denke nur an die Schwurgerichtsverhandlungen, krömt das Publikum aller Kreise in dichten Scharen herbei. Selbst wenn man einen großen Teil dieses Interesses auf Rechnung der Sensationslüsternheit setzt, so bleibt immer noch genug übrig, das anders erklärt werden muß. Zwei Gründe dürften hier zur Erklärung herbei zu ziehen sein. Erstlich ist das Gebiet der Strafgerichtsbarkeit dasjenige, auf dem die Macht des Staates über seine Bürger am unmittelbarsten zum Ausdruck kommt, und wo es sich daher auch am ehesten zu zeigen beginnt, wenn diese Macht mißbräuchlich angewendet wird. Man kann daher wohl ohne allzu große Uebertreibung sagen: Die Strafrechtspflege ist der sicherste Ausweis über die politischen Zustände innerhalb eines Staates.

Sodann aber ist folgendes zu beachten: Das Verbrechen ist der willkürliche Eingriff eines einzelnen in die soziale Ordnung, um sie zu seinen Gunsten umzugestalten; der Verbrecher läßt es sozusagen auf eine Machtprobe ankommen zwischen sich und der Gesellschaft. Fällt sie zu seinen Gunsten aus, gelingt es ihm, die Ordnung, die die Gesellschaft aus sich heraus geboren, zu verändern, so wird dadurch der Bestand dieser Ordnung auch für alle anderen Glieder des Gesellschaftsverbandes in Frage gestellt; das bedeutet aber, daß der Einzelne wieder ganz auf sich selbst gestellt wird, ohne Rückhalt in einer Gemeinschaft mit andern zu finden. Diese Zerreißung des sozialen Verbandes erscheint nun den Menschen mit Recht als das größte Uebel, das sie treffen kann, und mit allen Kräften suchen sie es daher zu verhindern. Das Mittel in diesem Kampfe ist die Strafe. In ihr soll dem Verbrecher die Macht der Gesellschaft, der er glaubte spotten zu können, in ihrer ganzen Wucht zu Bewußtsein gebracht werden, damit er sie anerkenne und ihr fernerhin nicht mehr zu trotzen wage. Daher tritt die Strafe bei einer gewissen Höhe der Kultur immer als öffentliche Strafe auf, das heißt, als Zwangsmittel Aller gegen den Einzelnen.

Obgleich freilich die Gesellschaft das Mitglied, das sich gegen ihre Ordnung auflehnt, innerhalb dieser Ordnung zur Rechenschaft zu ziehen vermag, vergeht lange Zeit nach deren Entstehen. Lange noch mangelt ihr die Kraft, den trotzigsten Willen des Einzelnen zu beugen und sie hat kein anderes Mittel der Abwehr gegen ihn, als das äußerste, schärfste: Sie weist ihn aus ihrem Kreise. Wer den Frieden, das höchste Gut, das sie zu erringen und zu erhalten bestrebt ist, wissentlich und gewaltfam bricht, der begibt sich damit selbst des Anrechtes auf seine Segnungen; der Verbrecher stellt sich mit seiner Tat selbst außerhalb der Gesellschaft. Er wird friedlos, den Tieren des Waldes gleichgestellt, jeder kann ihn töten. Das läßt der Rache der Natur freien Lauf, die sich nun mit ungemessener Leidenschaft an den Ausgestoßenen Befriedigung sucht.

Aber mit fortschreitender Kultur, die eine Stärkung der Macht der Gesellschaft und eine Verfeinerung des sittlichen Gefühls mit sich brachte, vollzogen sich in der Verbrechensahndung große Wandlungen. Mehr und mehr empfand man die Härte dieser Maßregel, die ohne Unterschied den schwersten wie den relativ leichtesten Missetäter in die Wildnis stieß und ihn so der Willkür ungezügelter Rachgier preisgab. Man begann allmählich die Schwere der Tat in Betracht zu ziehen und hiernach die Strafe abzustufen. Es entwickelte sich so nach und nach die Idee der Wiedervergeltung, die je nach dem Charakter des Volkes eine mehr oder weniger scharfe Ausprägung erfuhr. Bei kalt rechnenden Völkern, die ihre Leidenschaft zurück zu halten verstanden, um sie im günstigsten Augenblicke um so tüchtlicher ausbrechen zu lassen, wie bei den Juden und den Römern, entwickelte sie sich zu einer Vergeltung im wortwörtlichsten Sinne des Satzes: „Auge um Auge, Zahn um Zahn.“

Überall ist aber das treibende Motiv noch die Rache. Die Tat des Verbrechers erscheint noch immer als eine nur den Verletzten berührende Angelegenheit, die die Allgemeinheit, die Gesellschaft, den Staat als solchen eigentlich nicht weiter berührt.

So kann der Angegriffene, wenn er Beherrschung genug besitzt, um seine Leidenschaft im Zaume zu halten, sich seine Rache ablaufen lassen, sofern ihm der so winkende Gewinn die Befriedigung seiner Rachgier aufzuwiegen schien. Sobald nun der Staat sich mächtig genug fühlte, um seinen Willen durchzusetzen, griff er diesen letzten Gedanken auf: Er verbot jetzt die Rache und gab dem Verletzten nur noch ein Recht auf Bußgeld, zu dessen Erlangung er ihm aber auch behilflich war. Zugleich machte er es dem Geschädigten zur Pflicht, sich diese Buße nicht mehr eigenmächtig zu verschaffen, sondern den Staat um ihre Erlangung anzugehen. So erwarb er ein Recht der Prüfung des Racheanspruchs, und konnte Ausbrüche ungerechter Leidenschaftlichkeit und bewußten Mißbrauch überlegener Macht hintanhaltend. Noch stand zwar der Gedanke, daß vor allem dem Verletzten Genugtuung gegeben werden müsse, im Vordergrund und verdrängte alles andere, aber die Durchsetzung eines vorhandenen oder vermeintlichen Rechts auf Sühne war doch dem Einzelnen aus der Hand genommen und Unbeteiligten übergeben, die ohne Voreingenommenheit nach jeder Seite hin das Richtige zu finden bemüht sein sollten.

Bei dieser Auffassung des Verbrechens und seiner Bestrafung blieb man bis tief in das Mittelalter hinein stehen. Ganz langsam nur brach sich eine neue Anschauung Bahn, bei der wir im wesentlichen noch heute stehen, und von der noch nicht abzusehen ist, in welcher Richtung sie überwunden werden sollte und könnte. Es ist das die im Anfang skizzierte Ansicht, die das Verbrechen als Angriff auf die Gesellschaft auffaßt und aus dieser Betrachtung heraus zu der öffentlichen Strafe gelangt, die nicht mehr Genugtuung für das einzelne, geschädigte Glied bezweckt, sondern die Unterwerfung des widerspenstigen Gliedes unter die Macht der Gesamtheit, oder abstrakter gesagt, unter die Macht des Gesetzes.

Für den Sieg dieser Auffassung darf die Bedeutung der Kirche nicht unterschätzt werden. Sie sah das Verbrechen an als Auflehnung gegen die göttlichen Gebote, und da sie sich verantwortlich fühlte für die Seelen aller Menschen, so sah sie ihre Aufgabe darin, den dem göttlichen Willen Zuwiderhandelnden über die Vermessenheit seines Tuns aufzuklären und ihn zum rechten Wege zurück zu führen. So drängte sie die Interessen des direkt Verletzten mehr in den Hintergrund, was ihr bei ihrem großen Einfluß auf die Gemüter und der Wucht der ihr zu Gebote stehenden Mittel leicht gelingen mußte, und brach dem Staate Bahn, der so die Möglichkeit hatte, sich als allein zur Strafforderung Berechtigter gegenüber den Genugtuungsansprüchen seiner Bürger durchzusetzen und zu behaupten. Dabei finden sich mannigfache interessante Uebergänge, die uns bisweilen mit handgreiflicher Deutlichkeit zeigen, wie der Racheanspruch des Verletzten vom Staat übernommen wird, so hatte bei der Pfählung als Strafe der Notzucht die geschändete Frau die ersten drei Schläge auf den Pfahl zu tun, die übrigen aber der Henker!

Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf die Arten der Strafe und ihren Vollzug.

Die Ausbildung der Strafe unterlag den mannigfachsten Einflüssen. Neben dem Gedanken einer kaltblütig ausgeklügelten Wiedervergeltung stehen wohl als älteste religiöse Momente. So finden wir bisweilen die Opferung als Todesstrafe; es ist aber damit keineswegs gesagt, daß das Menschenopfer immer Strafe gewesen sei; im Gegenteil, die Opferung als ausdrückliche Strafe kommt nur selten vor, so bei der Tempelschändung, wichtiger aber sind die Gestaltungen, die die Strafen infolge der Ansichten über die Sünde zu erfuhren. Da man die Wiedervergeltung nicht durchzuführen suchte man ihnen diese unmöglich zu machen, wenn man die Verbrecher entweder im Sumpfe erstickte und Dornengekrüpp über sie warf, so daß sie nicht wieder aufstehen konnten, wie man glaubte, oder sie lebendig begrub und dann einen Pfahl durch ihren Leib schlug, sie wohl auch noch mit Dornen bedeckte.

Aus den Handlungen privater Vergeltung, die den Verbrecher nach dem Grundsatz „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ bestrafte, entwickelten sich im Mittelalter die sogenannten spiegelnden Strafen, bei denen man den Missetäter an dem Gliede strafte, mit dem er gesündigt hatte; so hieb man dem Meineidigen die Schwurfinger ab, dem Münzfälscher die Hand. Zu diesen verstümmelnden Strafen kommen dann andre, die als beschimpfende Strafen gedacht sind, wie Abschneiden der Nase, der Ohren. Ueberhaupt spielten diese letzteren besonders im Mittelalter und noch lange nachher eine große Rolle, wobei sich nicht selten ein grimmiger Humor offenbarte, so wenn der Uebelthäter verkehrt auf einem Esel sitzend und dessen Schwanz als Zaum in der Hand haltend durch die Straßen der Stadt reiten mußte, oder wenn er in Leer und darauf in Federn gewälzt wurde, und mit dieser Zier nun wochenlang zum allgemeinen Gespött herum lief.

Ihren Höhepunkt erreichte die Grausamkeit der Strafen, als man begann, in ihnen Abschreckungsmittel gegen künftige Verbrechen zu sehen und zugleich die Zahl dieser Verbrechen infolge der elenden sozialen Zustände gegen Ende des Mittelalters eine erschreckend hohe wurde und lange Zeit blieb. Ganz abgesehen von den vielen Tausenden von Opfern, die der Hexen- und Teufelsglaube forderte und die allesamt dem Scheiterhaufen verfielen, abgesehen auch von der ungeheuren Härte der Strafbrohungen überhaupt, gefiel sich die Phantasie der durch die gewohnheitsmäßige Anwendung der Folter abgestumpften Zeit in der Erfindung immer neuer Strafen, die eine unmenschliche Grausamkeit erreichten. So wurde als Strafschärfung bei allen Todesstrafen das „Reißen mit glühenden Zangen“ angewandt, so gelangte man zum Viertellen, zum „Tode durch das Rad von unten auf“, wobei dem Verurteilten die Gliedmaßen und Rippen mit einem schweren Rade zerschmettert wurden und er dann auf dieses geflochten, und zum „Därmen“, wohl dem schrecklichsten, was die Menschheit je erfunden: Dem zu dieser Strafe verurteilten Verbrecher wurde ein Loch in den Leib geschnitten, ein Stück Darm heraus gerissen und an einen Baum genagelt, um den das Opfer so lange gepelzt wurde, bis es zusammen brach.

Diese ungeheuerlichen Strafandrohungen bestanden zum Teil noch weit in das Aufklärungszeltalter hinein; die Folter wurde in einzelnen Teilen Süddeutschlands erst im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts abgeschafft!

Wir haben bis jetzt eine Gruppe von Strafen, die heute die wichtigste ist, noch nicht erwähnt: die Freiheitsstrafen. Sie erscheinen in der neueren Strafrechtsgeschichte ziemlich spät, während sie die Römer schon kannten, und zwar in der Form der Zwangsarbeit in Bergwerken. Der Grund dafür ist einerseits, daß ihre abschreckende Wirkung zu gering erschien, da man sie nicht mit Arbeitszwang verband, und andererseits, daß es an dem nötigsten zu ihrer Durchführung fehlte: Am Geld. So sah man sich im 18. Jahrhundert, als sie anfangen, häufiger zu werden, gezwungen, die Verurteilten in Untersuchungsgefängnisse, in Arbeitshäuser — Korrektilionsanstalten, Zuchthäuser genannt, aber nicht mit den heutigen zu verwechseln — und schließlich in die Spitäler zu stecken! Gleichfalls von fiskalischen Interessen beeinflusst, freilich in anderm Sinne, waren und sind noch heute die Vermögensstrafen, um derenwillen in Spanien ohne jeden Grund Scharen wohlhabender Leute der Inquisition denunziert wurden, und zwar von Staates wegen, der dann ihre Vermögen einzog. Sie spielen heute die Hauptrolle bei den Zoll- und Steuerhinterziehungen.

Der Vollzug der Strafen lag noch bis ins späte Mittelalter zum Teil bei dem Verletzten, was leicht erklärlich ist, da eben die Strafe als dessen persönliche Rache gedacht war. Erst ganz allmählich ging mit der Aenderung in der Auffassung vom Wesen der Strafe die Vollstreckung der Urteile an den Staat über, der sie nun teilweise nichtamtlichen Organen übertrug — so mußte bisweilen der jüngste Ghemann einer Stadt die Urteile ausführen — die aber schließlich ganz von dem amtlichen Vollzugsorgan verdrängt wurden, und zwar vom Genter, da ja die Mehrzahl der Strafen Leib- und Lebensstrafen waren.

Dabei möchten wir zum Schlusse noch hervor heben, daß der Genter als solcher keinesfalls, wie meist geglaubt wird, von Anfang an unehrlich war, was auch aus dem Lehgesagten erklärlich ist; übernahm er doch nur die Funktion des Vollstreckers. Er war ursprünglich ein ehrlicher Mann, der sich durch seine Arbeit als schimpflich galt, und vielleicht auch infolge der Rohheit und und Scheußlichkeit der Strafen, die er im Laufe der Zeit zu vollstrecken bekam, wurde er unter das unehrliche Volk gerechnet. Unse Zelt, ob sie die Todesstrafe, zum Teil mit großer Heftigkeit, belämpft oder ob sie für ihre Erhaltung eintritt, sieht wohl ausnahmslos im Genter eine Person, der jedes tiefere Gefühl abgeht, und das mit Recht, denn wenn er auch nur der Vollstrecker eines Urteils ist, das andre fällen, so bleibt doch ein weiter Abstand zwischen der theoretischen Anerkennung der Todesstrafe und ihrer persönlichen Vollstreckung, und das Gefühl normaler Menschen empört sich dagegen, die Tötung von Menschen gewerksmäßig betrieben zu sehen.



Aus Thüringen. So angenehm das Reisen an sich sein mag, so sehr läßt sich über den Genuß, den Agitationstouren bereiten können, streiten. Namentlich wenn es regnet und der Himmel seine dicken grauen Wolken in greifbarer Tiefe auf die

Erde herab hängen läßt, hört jeder Rest von „Bergnügen“ auf. Und auf der Versammlungstour, die mich jetzt wieder in eine Reihe thüringer Zahlstellen führte, regnete es. Jeden Tag, fast ununterbrochen, höchstens mit einer mehrstündigen Pause, strömten die Wasser hernieder. Schien einmal die Sonne für wenige Stunden durch die Wolken, dann ließ der Sonnenschein nur um so fühlbarer den Jammer des ewigen Regenwetters empfinden. Und dauernder Regen drückt auf die Stimmung. Selbst weniger sensible Naturen werden mit der Zeit von den stetig strömenden Wasserfäden, die eine dauernde Verbindung zwischen Himmel und Erde schaffen, aufgeweicht und zu tristen Betrachtungen gezwungen.

Doch wenn es nur beim schlechten Wetter geblieben wäre und die gedrückte Stimmung nur daher rührte, dann ging es noch immer. Was aber viel ärger war, das war, daß es des Regenwetters nicht erst bedurfte, um in Thüringen unter den Kollegen zu einer gedrückten Stimmung kommen zu können. Das langanhaltende ungünstige Wetter im Geschäftsleben hat vielfach jeden Mut und alle Hoffnung bei den Kollegen zerstört. Und in jedem Ort hörte ich dieselben Klagen: Arbeitsmangel, Lohnneinbuße, Mitgliederverlust und Interesselosigkeit bei den Kollegen und Kolleginnen. An den Orten, in deren Betriebe noch regelmäßig gearbeitet wurde — es waren nur wenige — hatten sich trotzdem die Unternehmer die allgemeine Gelegenheit zunutze gemacht und versucht die Preise zu drücken, so daß im großen Ganzen überall das gleiche Bild sich zeigte.

Zweifellos trug ja auch der ungünstige Umschwung in den Geschäften zu dem starken Mitgliederverlust, von dem wir gerade in Thüringen getroffen wurden, bei. Aber es kommen auch noch andere Momente dabei in Frage. Wenn ich auch über den Versammlungsbesuch im allgemeinen nicht klagen konnte, so hätten doch gerade in Thüringen und namentlich in den Orten, die von der Krise am stärksten berührt wurden, die Versammlungen, in denen über die „Krise und Organisation“ gesprochen werden sollte, sehr gut besucht sein müssen. Zum anderen zeigten die Versammlungen, daß auch in den eigentlichen Krisenorten das Verständnis der Kollegen über die Krise, ihre Ursachen und Wirkungen durchaus nicht so tief griff, um zu den entsprechenden Schlussfolgerungen zu drängen und die Kollegen in der Organisation mehr als eine gewerkschaftliche Unterstützungs-Einrichtung sehen zu lassen.

Die Versammlungen fanden in Ohrdruf, Ilmenau, Plaue, Neuhaus am Rennweg, Gräfenthal, Freienortla und Boßneck statt. Sie hätten alle viel besser besucht sein können, als sie es waren. Aber wenn nur die Anwesenden das Gehörte weiter verarbeiten und den anderen Kollegen mitteilen wollten, dann wäre es schon gut. Verhältnismäßig am schlechtesten waren die Versammlungen in Ilmenau und Boßneck besucht. Und doch hatten die Versammlungseinberufer sich alle Mühe gegeben, um einen guten Besuch für die Versammlung zu erlangen. Alle Arbeiten waren aber fast ganz vergebens. In Ilmenau überraschte mich das besonders. Hier wütete die Krise wohl am ärgsten und von keinem anderen thüringer Porzellanort sind gleich starke Zahlen von Entlassungen und Betriebsarbeiterverminderungen zu verzeichnen als von Ilmenau. Aber doch hatten dort nur knapp hundert Kollegen ein Interesse an dem oben angeführten Thema. — Für Boßneck konnte die Anwesenheit von knapp anderthalb Duzend Kollegen mich nicht überraschen. Aber die allgemeinen Verhältnisse in den dortigen Betrieben sind so schlecht, daß es sich so schnell nicht erklären lassen. Und es mußte ganz ausgenommen in den Rahmen der dortigen Versammlung, daß wir einen Kollegen dabei hatten, dessen Disput mit mir so wunderbar klar die fabelhaft bornierte, egoistische Auffassung erkennen ließ, die einer großen Menge von Kollegen noch eigen ist, die nach immer neuen Ausreden, Entschuldigungen und Einwänden suchen, um dem Verband nicht beitreten zu müssen. Dabei aber steht den Kollegen das Wasser bis an der Kehle!

Aber trotz Regen und der Mutlosigkeit mancher Kollegen, trotz teilweise schlechten Versammlungsbefuchs empfinde ich auch nach dieser Tour eine gewisse Befriedigung. So manchem Kollegen konnten die Versammlungen neuen Mut und Kraft zur Ausdauer geben und besser wäre es, wenn noch viel öfter und eindringlicher zu den Kollegen gesprochen werden könnte. Das Bedürfnis dafür ist auch bei den Kollegen vorhanden. Eine große Zahl von weiteren Angeboten, in anderen Orten auch noch Versammlungen zu halten, beweist das. Leider konnten diese Wünsche dieses Mal nicht berücksichtigt werden. Aber daß sie vorhanden sind, zeigt, daß wir wieder vorwärts kommen werden.

Leipzig. Wie uns auf telegraphischem Wege mitgeteilt wurde, sind bei der Firma Piffnerling & Co, die

Differenzen, die sich schon seit einiger Zeit voraus sehen ließen, ausgebrochen. Die Kollegen mögen deswegen jeden Zuzug unterlassen.

Weißwasser. Zu einer Arbeitseinschränkung in der Dreherei auf vier Tage in der Woche kam die Firma Schweg & Co. Der Grund für diese Maßnahme ist weniger in einem schlechten Geschäftsgang als darin zu suchen, daß die Arbeiten im Brennhaus nicht zur rechten Zeit bewältigt werden konnten. Zudem wurde den Drehern die Arbeitseinschränkung ziemlich unvermittelt mitgeteilt. Da aber in Anbetracht der teuren Lebensverhältnisse an ein Auskommen bei so erheblich gemindertem Verdienst in Weißwasser nicht zu denken ist, so kündigten einige Kollegen. Daraufhin wurde für die Zeit nach dem Ablauf dieser Kündigung die Arbeitszeit verlängert. Die Firma fügt sich vor allen Dingen auf die vielen angeblich eingelaufenen Arbeitsangebote auswärtiger Dreher, die gern in Weißwasser arbeiten möchten. Treten aber neue Kräfte ein, so dürfte eine erneute Arbeitszeitverkürzung die Folge sein. Darum tun die Kollegen gut, vor Arbeitsannahme bei dieser Firma sich bei der Verwaltung über die Verhältnisse in Weißwasser zu erkundigen.

Aus anderen Verbänden

Unterschlagungen. Von ungetreuen Kassierern in den freien Gewerkschaften weiß nicht bloß die Reichsverbandspresse immer wieder mit schmagendem Behagen zu berichten, sondern auch in der ganzen übrigen arbeiterfeindlichen Presse wird möglichst jeder Hilfskassierer der Gewerkschaften an den Pranger gestellt, der ein paar Mark Verbandsgelder nicht ablieferte. In letzter Zeit hat nun die Meldung, daß der Metallarbeiterverband gedruckte Schuldscheinformulare habe, vermittelt herer sich die Schuldner zur ratenweisen Abzahlung der von ihnen nicht abgelieferten Gelder verpflichten, die Kunde durch die Presse gemacht. Dabei wurde dann manche sittliche Entrüstung auch in jenen Kreisen ausgelöst, die über solche Dinge sich lieber ausschweigen sollten. Nicht nur die Reichsverbandspresse, sondern auch die gegnerischen Gewerkschaften machten die höhnische Bemerkung, daß das Vorhandensein gedruckter Scheine darauf schließen ließe, daß solche Sachen beim Metallarbeiterverband häufig vorkämen. So auch der Hirsch-Duncker'sche „Regulator“. Festgestellt ist nun worden, daß im Jahre 1907 im Gewerkverein der Maschinenbauer und Metallarbeiter von den Geldern der Hauptkasse 1224,99 Mk., von denen der Lokalkassen 1345,61 Mk., von der Krankenkasse 429,21 Mk. und von der Begräbniskasse 50,89 Mk. veruntreut wurden, also in einer Organisation, die damals rund 40 000 Mitglieder zählte, rund 3050,70 Mk. In dem ungefähr neunmal größeren Metallarbeiterverband sind dagegen im Jahre 1908 laut Abrechnung 8907,83 Mk. als veruntreut aufgeführt, also noch nicht dreimal soviel. Im Gewerkverein wird zudem kein Aufhebens von solchen Unterschlagungen gemacht. So pumpte einer seinen Arbeitgeber an, um das Manko zu decken, und blieb bei den Hirschen noch längere Zeit in Amt und Würden. Die Einführung der gedruckten Schuldscheine im Metallarbeiterverband erklärt sich damit, daß der Vorstand darauf abzielt, den der Organisation zugefügten Schaden möglichst wieder zu ersetzen. Da die Schuldner selten in der Lage sind, den ganzen Betrag auf einmal zu ersetzen, so werden sie zur ratenweisen Abzahlung verpflichtet. Der Verband kommt so zu seinem Gelde, während der Gewerkverein von den über 3000 unterschlagenen Markten 19,89 Mk. als zurück gezahlt buchen konnte. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, gehört das Vorhandensein von gedruckten Schuldscheinen nicht zu den Ungeheuerlichkeiten, zumal sich der Verband mit seinen zwei eigenen Druckereien die Bequemlichkeit des Druckens schon leisten kann. Diese Tatsache an sich läßt aber den Schluß von besonders starker Untreue der Kassierer in den freien Gewerkschaften nicht zu. Es ist übrigens falsch, in allen diesen Fällen rundweg von „Unterschlagungen“ zu reden. Vielfach haben die in den Kassengeschäften völlig ungeübten und unvorgebildeten Arbeiter trotz bester Absicht ein Defizit zu verzeichnen, das ihnen erst von den erfahreneren Revisoren zu ihrem eigenen Erstaunen nachgewiesen wird. Da sie keine Erklärung dafür haben, müssen sie die Differenz unweigerlich aus ihrer eigenen Tasche bezahlen. In anderen Fällen wird die anvertraute Kasse in der höchsten Not angegriffen. Das soll keine Entschuldigung sein. Man muß aber anerkennen, daß die unterschlagenen Summen im Metallarbeiterverband bei seinen 436 Ortsvereinen und seinem überaus großen Heer von Unterkassierern und Hauskassierern und seinem Viereinhalbmillionen-Gat nicht allzu groß ist, besonders aber in keinem Verhältnis zu den Unterschlagungen im Gewerkverein steht. Die Herren sind bei ihrer Schmähung also ein Opfer

ihrer eigenen kurzen Gedanken geworden. Der Idealzustand, den gewiß niemand sehnsüchtiger herbei wünscht, als die Verbandskassierer, nämlich, daß die Zugehörigkeit zur Gewerkschaftsorganisation jeden armen Teufel in der Gesinnung moralisch derart festigt, daß er sich nie an fremdem Gut vergreift, wird wohl leider vorläufig auch bei unseren Gewerkschaften sobald nicht eintreten.

Die deutschen Gewerkschaften haben nach einer Berechnung, welche das „Correspondenzblatt der Generalkommission“ auf Grund der Abrechnung und Jahresberichte der Verbände angestellt hat, im Jahre 1908 72 284 Mitglieder verloren. Die Mitgliederzahl aller Verbände betrug am Jahreschluß 1908 1 800 862 gegen 1 878 146 am Schlusse des Vorjahres. Am stärksten war der Rückgang in den Organisationen des Baugewerbes, welche 37 718 Mitglieder verloren haben, demnächst folgen die Textilarbeiter mit einem Verlust von 23 320 Mitgliedern. Eine Steigerung der Mitgliederziffer ist nur bei wenigen Industriegruppen zu verzeichnen. Bei den Bergarbeitern betrug sie 1037. In der Nahrungsmittelindustrie hat sich die Mitgliederzahl um 207 und bei den polygraphischen Gewerben um 2599 erhöht. In den „Sonstigen Berufen“, d. h. denen, die sich in keine der vorhandenen Industriegruppen einrangieren lassen, ist eine Zunahme um 3635 Mitglieder eingetreten. Auf die Ursache des Mitgliederrückganges brauchen wir an dieser Stelle nicht näher einzugehen, sie sind den Kollegen zur Genüge bekannt. Erfreulicherweise kann aber konstatiert werden, daß sich im laufenden Jahre eine Besserung bemerklich macht, so daß zu hoffen steht, daß die Wirkungen, welche die Krise auf den Mitgliederstand der Gewerkschaften ausgeübt hat, bald überwunden sein werden.

Gewerkvereine im Jahre 1908. In Nr. 46 des Gewerkvereins wurde eine Darstellung über die Einnahmen und Ausgaben der Hirsch-Duncker'schen Deutschen Gewerkvereine gegeben. Da diese Gebilde in ihrer Gesamtheit aber für die gewerkschaftliche Bewegung nur eine geringe Bedeutung haben und ihre Einnahmen und Ausgaben respektive Leistungen zu denen der freien Gewerkschaften doch gar zu armselig erscheinen würden, so werden zu den „Finanzen der Gewerkvereine“ auch die der Kranken- und der Begräbniskasse, die für gewerkschaftliche Zwecke keine Verwendung finden dürfen, ohne daß deren Einnahmen und Ausgaben genau erkennlich wären, mit aufgezählt. Der Öffentlichkeit wird dadurch Sand in die Augen gestreut, denn eine detaillierte Uebersicht ist im Gewerkverein nur über das Vermögen gegeben. Dieses beträgt bei den Hauptkassen aller Gewerkvereine 1 620 273,26 Mk., bei ihren Lokalkassen 169 425,82 Mk., bei den Krankenkassen 1 206 512,82 Mk., bei den Begräbniskassen 1 214 200,92 Mk. In der „Finanzübersicht“ im Gewerkverein ist leider keinerlei Bemerkung über die Mitgliederzahl der Gewerkvereine enthalten. Der Gewerkverein hat dabei auf das Reichsarbeitsblatt verwiesen. Die darin enthaltenen Zahlen sind aber nicht vollständig, sie haben auch durch die definitiven Zahlen schon oft eine Korrektur erfahren. Die Mitgliederzahlen des Gewerkvereins der Maschinenbau- und Metallarbeiter waren nun im Jahre 1908 am Ende des

1. Quartals: 40 339 männliche, 110 weibliche, zusammen 40 449
 2. „ 40 098 „ 143 „ 40 241
 3. „ 38 135 „ 130 „ 38 265
 4. „ 37 857 „ 119 „ 37 976

Ueber die Beitragzahlung pro Kopf und Jahr im Gewerkverein der Maschinenbau- und Metallarbeiter kann man auch keine Angaben machen, weil die Zahl der Lehrlinge bis zu 18 Jahren nicht gezählt werden, die wie die weiblichen Mitglieder 20 Pf. Beitrag zahlen; alle Angaben fehlen. Da deren Zahl nicht besonders groß sein wird, so können die Versicherungen des Regulators, der in Nr. 27 in einer Polemik gegen die „Christlichen“ mit 52 Beiträgen renommiert, unmöglich auf Wahrheit beruhen. Die Herren Hirsch-Duncker'schen, die so red- und schreiblustig über die Sozialdemokraten und die freien Gewerkschaften sind, die unsere Mitgliederzahlen anzuzweifeln und unsere Leistungen totzuschweigen oder zu verkleinern sich unterfangen, sollten doch über ihre eigenen Organisationen der Öffentlichkeit klaren Wein einschenken und sie nicht irre zu führen suchen.

Vermischtes

Endlich erreicht! Die Lobredner unserer Versicherungsgebung bestreiten immer, daß die Unfallverletzten so lange auf ihre Rente warten müssen. Hierfür wieder ein Beleg: Der Vater eines Bäckermeisters im Launusdorfer St. wollte im Mai 1904 Holz aus dem Walde holen und wurde dabei von seinem eigenen Fuhrwerke überfahren und schwer verletzt. Die landwirtschaftliche Berufsgenossenschaft weigerte sich, die Rente zu

zahlen, weil ja das Holz für die Bäckerei verwendet werden sollte, die Landwirtschaft auch nur 18 Morgen umfasse. Auch das Schiedsgericht wies die Berufung ab, da die Bäckerei nicht als Nebenbetrieb der Landwirtschaft anzusehen sei. Das Reichsversicherungsamt entschied jedoch zugunsten des Verletzten, weil derselbe „überwiegend in der Landwirtschaft seines Sohnes, in geringerem Umfange in dessen Bäckerei tätig“ gewesen sei. Die Berufsgenossenschaft sei deshalb verpflichtet, den Unfall zu entschädigen, weil die Tätigkeit, bei welcher der Unfall sich ereignet habe, der Landwirtschaft diene. Im Jahre 1904 ist der Unfall passiert und im November 1908 wurde endlich das erlösende Urteil verkündet. Damit war jedoch der Fall noch nicht erledigt. Umständlich wurden erst noch verschiedene Obergutachten von Spezialärzten über die Erwerbsbeschränkung des Verletzten eingeholt, die heraus fanden, daß derselbe schon vor dem Unfall um 20 pCt. beschränkt gewesen sei! Deshalb erhält der Alte heute nach fast fünfjähriger Wartezeit eine Monatsrente von 8,80 Mk., obschon er Invalide ist!

Zur Unterhaltung

In gefährvoller Lage.

Charakterbild aus dem amerikanischen Secessionskriege.

Viele, in deren Herzen die Liebe zur Freiheit schlug, wurden in die Reihen der südlichen Armee gezwungen und wenn gleich es auch Einzelnen gelang, zu entkommen, fand doch so Mancher seinen Tod auf der Flucht, und Viele, die ihre Familien nicht den Robheiten wilder Gefellen und den Mühen einer nächtlichen Wanderung durch unwirtliche Landstriche aussetzen wollten, waren genötigt, in den Regionen des Schreckens zu verweilen und Zuflucht in den Sümpfen oder den nur mit Lebensgefahr zu erreichenden Grotten und Höhlen der Gebirge zu suchen. Zu den Letzteren gehörte Lewis Phinney.

In den Bergen von New-Hampshire geboren, trug er ein Herz im Busen, so fest wie Granit, und hatte als Erbteil seiner Heimat die Liebe zur Freiheit und den glühendsten Haß gegen jeden Druck mitbekommen. Erst kurz vorher, ehe der erste Schuß von Fort Sumter das Signal zum Ausbruch des Bruderkrieges gab, war er, um eine lohnende Stelle als Lehrer anzutreten, mit Weib und Kind, einem kleinen achtjährigen Knaben, nach Virginien gekommen und lebte dort glücklich und zufrieden. Wie ein kluger Mann hatte er seine Ansichten von der göttlichen Einsetzung der Sklaverei für sich behalten, als aber das Banner der Secession im Winde flatterte, flüsterte man sich zu, er sei ein Abolitionist. Selbst andere Gerüchte über ihn wurden laut, Gerüchte, welche, wenn sie wahrheitsgetreu waren, in den Augen der Ritter als ein unverzeihliches Verbrechen angesehen wurden. Man sagte, er habe einem Sklaven zur Flucht geraten, vielleicht sogar dabei geholfen. Schreckliches Verbrechen, in der Tat, wenn ein menschliches Wesen dem anderen hilft, das erste und größte Himmelsgut — die Freiheit — zu erlangen! In Wahrheit war es aber nicht der Fall — so sehr er auch den Schwarzen beklagte, so sehr auch sein Herz über dessen Leid blutete, hielt doch die Liebe zu seinem Weib und Kind sein Mitleid im Zaum. Nebenbei war seine Stellung nicht derart, daß sein Rat oder seine Hilfe in Anspruch genommen wurden, obgleich er mit den Sklaven jedwergelt gütig sprach und von ihnen als ein Freund angesehen wurde. Er war ein Mann, der sich selbst zu nichts erdienten. Aber, als seinen Fall bereits beschlossen hatten. Eine Zeitlang besetzte ihn sein Stand von der Conscriptio, aber der Tag rückte heran, wo man auch die Eximierten gebrauchte — als das Ungeheuer der Secessio in den letzten Zügen lag.

„Wenn Ihr kein verdammter Abolitionist wäret, würdet Ihr, ohne ein Wort zu verlieren, die Büchse ergriffen haben,“ sagte der aufgeblasene Kerl im bunten Rock, der ihn von seiner Aushebung in Kenntnis setzte.

„Und wenn es gegen meine Grundsätze ist, gegen meine Brüder zu kämpfen?“

„Was Grundsätze! Der Mann, welcher nicht für den Süden kämpft, hat keine Grundsätze.“

„Aber mein Weib und Kind? Bedenkt, daß sie Fremdlinge im fremden Lande sind.“

„Das Land wird sich ihrer annehmen. Wir sind Leute von Ehre, Ihr könnt sie uns sicher anvertrauen.“

Widerstand wäre Tollheit gewesen: Nach den nötigen Vorbereitungen drückte Lewis Phinney seine Lieben an die klopfende Brust und riß sich los von ihnen, um die Muskete zu tragen

und in den Reihen derer zu kämpfen, welche gegen Vaterland und Ehre in Aufruhr standen. Ein schnell geflüstertes Wort beim Abschied war Alles, was dem armen Weibe als Trost verblieb, und es hielt sie aufrecht während langer, banger Monate, in Kummer, Not und Glend. Mit dem Wenigen, was ihr Gatte zurück gelassen hatte, und mit Unterrichtgeben hielt sie eine Zeit lang den Wolf von der Tür. Zulezt aber verstiegten die Hilfsquellen, und der Hunger schaute in ihr Fenster.

Ohne Abendbrod saß sie, brütend über das ihr und ihrem Knaben bevorstehende Schicksal, in ihrem Stübchen; das letzte Brot hatte sie dem Kinde aufgedrungen, und für den Tag war Genüge geschehen. Aber was sollte der Morgen bringen? Sie hatte kein Plätzchen, wohin sie sich in der bitteren Not wenden sollte, aber wie ein Hoffnungsstrahl vom Himmel fielen ihr die Worte ein: „Sehet die Vögel unter dem Himmel, sie säen nicht, sie ernten nicht, und euer himmlischer Vater ernährt sie doch.“ In Demut neigte sie ihr Haupt und seliger Friede zog in ihr schwer geprüftes Herz.

„Lilly!“ klang es in ihr Ohr. War es das Säuseln des Windes in den Bäumen, das ihr wie eine menschliche Stimme tönte? Waren ihre erschlafte Sinne durch den Ruf des geliebten Mannes getäuscht? — „Lilly!“ Leis gerufen, wie das Wort war, empfand sie doch, daß es keine Täuschung ihrer Phantasie sein könnte, was sie gehört hatte, sondern die Stimme ihres Gatten. Im Augenblick war sie an der Tür, öffnete sie und lag an der Brust ihres Mannes. Beim schwachen Schein des Mondes sah sie, wie schrecklich verändert er war, sah, wie der einst so rotwangige Mann nur noch einem Schatten glich.

„Lilly, teures Weib,“ sagte er mit leiser Stimme, „ich bin geflüchtet.“

„Danke Gott, Lewis!“

„Aber sie setzen mir nach und ich darf nicht bleiben. Du kennst die kleine Grotte noch, welche wir einst fanden, als wir nach Versteinerungen suchten?“

„Ja, ja!“

„Dort will ich mich verbergen und bleiben, bis wir nach Norden entkommen können.“

„Nein, nein, Lewis, gehe gleich. Bleib keine Stunde hier, man möchte dich finden und —.“ Ihr Herz wollte sagen morden, aber die Lippe, die nur Liebe atmete, versagte den Dienst.

„Und du, Lilly, und Robert?“

„Wir werden uns schon behelfen, bis wir dir folgen können. Geh, Geliebter, geh!“

Kein Wort der Klage über die eigenen Lippen kam von dem braven Weib — kein Wort der schrecklichen Not, der sie entgegen ging.

„Nein, nicht sogleich. Ich muß erst Kräfte sammeln,“ sagte er. „Glaubst du, daß es dir möglich sein wird, mir hin und wieder Nahrung zuzusenden?“

„Ja — ja! Aber horch!“ — Einen Ruß noch auf die Lippen des schlafenden Knaben, einen andern voller Inbrunst dem teuren Weib, und er eilte hinaus in die Nacht, um wie das wilde Tier in der kleinen Felsenhöhle Zuflucht zu suchen. Spät erst suchte Lilly Phinney ihr Lager auf, aber der Schlaf floh von ihr. In jedem Wehzen des Windes glaubte sie die Fußtritte der Verfolger zu hören, und die Besorgnis, ob und wie sie ihm Speise zutommen lassen könnte, quälte sie fort und fort. Aber die dunkeln Stunden gingen ruhig vorüber, und erst als der Sonne goldene Strahlen über Gerechte und Ungerechte leuchteten, kam sie noch bei Nacht zu schauen. Ein 3te, in der Tat ist ja schon die Nacht zu sein, dachten ja die Leute in der Grotte, daß das Haus durchschleudert und unter Hochschreien verließen es die Dutzendigen nach vergeblichem Suchen. „Wir müssen mit dem Hund wieder kommen,“ waren die letzten Worte, die an des armen Weibes Ohr schlugen und ihr Herzblut erstarren machten, da sie die Angst um des Gatten Leben vermehrten. Sich aufraffend, entschloß sie sich indessen, das Haus zu verlassen, um nach Brod für ihre Lieben auszufahren. Wie viel mehr, als sie selbst und ihr Kind, bedurfte der halbverhungerte Gatte es! Einen Vertrauten mußte sie finden, aber wen sollte sie dazu ausermählen unter der Schaar von Verrätern? Lange ging sie mit sich zu Räte, ohne zu einem bestimmten Entschluß kommen zu können.

„Missus, da bring' ich Ihnen ein Gericht Fische, die ich den Morgen gefangen habe,“ klang es plötzlich neben ihr.

Wie ein Himmelsbote kam der alte Slave zu ihr in der Stunde der größten Not — sie und ihr Gatte waren ihm vor Monden schon in schwerer Krankheit mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Jetzt wollte er helfen, so gut er es vermochte. Ihm, der den kleinen Akt der Menschenliebe nicht vergessen hatte — ihm konnte sie trauen. Sie zog ihn in das Häuschen und sagte ihm Alles.

„So Gott will, Missus, retten wir ihn. Ich kenne den Ort und gehe oft daran vorüber; er soll bald sein Frühstück haben,“ sagte der alte Neger. „Seien Sie ruhig, der alte Sam wird Ihnen zu essen genug bringen.“

„Aber die Hunde, Sam — die schrecklichen Bluthunde!“ höhnte das junge Weib.

„Mit denen werde ich auch fertig; es wäre nicht das erste Mal, wenn sie hinter mir herkämen, und ich habe ein gutes Mittel gegen ihren Biß.“ — Und mit einem kräftigen Fluch gegen die ganze Gunderace verabschiedete er sich.

Wiele Tage lang hielt er sein Versprechen und versorgte sie mit allerlei Nahrungsmitteln; teils Fische und Wild und mitunter sogar etwas Mehl oder ein Brot waren die Stoffe, die er ihr zutrug, und begierig harzte Billy der Stunde, wo er zu kommen pflegte, weil er stets Nachrichten von Ihrem Gatten brachte. Aber dieser Zustand der Dinge konnte nicht ewig dauern. Ohne daß sie es ahnten, ward jede ihrer Bewegungen beobachtet, und die abgefeimten Spione fanden bald heraus, daß zwischen dem alten Neger und dem Ausreißer, den sie suchten, eine nahe Verbindung bestand. Auf die abgefeimteste Weise gelang es, den Alten zu blenden, bis der feinnasige Bluthund auf der Spur war. Alle Hoffnung schien mit einem Male zu schwinden.

„Um Gotteswillen, Sam, was hat es gegeben?“ rief die erbleichende Frau, als der Neger eines Nachmittags halb ohnmächtig vom Blutverlust ins Haus trat.

„Gegeben, Missus? Der Hund, der Hund!“

„Welcher Hund? Sprich schnell! — Gütiger Gott, haben sie denn meinen Gatten entdeckt?“

„Noch nicht, Missus, diesmal hat der alte Sam den weißen Schuft an der Nase herumgeführt.“ Und ein grinsendes Lachen verjagte die Anzeichen des Schmerzes für einen Augenblick aus seinem Gesicht.

„O Sam, du bist verwundet — schwer verwundet!“

„Ja, Missus, ein wenig, der Hund hat mich etwas herumgezogen; aber Gott sei gedankt, Massa ist sicher und der Hund ist beim Teufel.“

Die blutdurchzogenen, zerrissenen Kleider, die herunterhängenden Fleischstücken zeigten nur zu deutlich, welchen schweren Kampf er mit dem wilden Tiere bestanden hatte. Im Begriff, zur gewöhnlichen Stunde dem gehezten Manne Nahrung zu bringen, hatte er plötzlich das wütende Bellen des gefürchteten Hundes hinter sich gehört, als er eben die Biegung um die Felsen gemacht hatte. Schließen durfte er nicht, um sich nicht zu verraten. Aber treu bis zum letzten Augenblicke, war er entschlossen, sein eigenes Leben in die Schanze zu schlagen, wenn es sein müsse. Mit dem Messer in der Hand erwartete er den Gegner, der ihn in der nächsten Minute gepackt hatte. Der Kampf war ein kurzer, aber verzweifelter; Sam behielt die Oberhand, als die Verfolger auf dem Plage ankamen, wo er das Tier erstochen und in die Tiefe geschleudert hatte, waren die Spuren alle vermischt, und Sam aus ihrem Bereiche, fort auf dem Wege nach Billy's Hause.

„Aber mein Gatte — mein unglücklicher Lewis?“ fragte die Frau, während sie seine Wunden verband.

„Er ist schon noch eine Zeit lang sicher, aber er wird müssen die erste Gelegenheit, die sich ihm bietet, wahrnehmen, um zu entkommen. Jetzt muß vorerst der kleine Robert dem Vater das Essen bringen, sonst sind wir alle verloren — den Weg kennt er schon.“

Der Gedanke, das einzige geliebte Wesen der Erde zu sehen, den rachgierigen Feinden in die Hände zu fallen, war ein zu schrecklicher, um ihn sogleich in Ausführung zu bringen, und es kostete einen schweren Kampf, bis sie sich dazu entschloß. Aber die ihre Wahl war, entweder der das Kind der Gefahr preisgeben, oder den Gatten Hunger leiden lassen. Sie selbst durfte nicht gehen.

Mit welchem heftigem Klopfen ihres geängstigten Herzens ließ sie am andern Morgen den Knaben den Weg antreten! Wie oft und verständlich wiederholte sie ihm, wie er sich verhalten solle! Mit dem Gebet für seine Sicherheit auf den bleichen Lippen sah sie ihn endlich den Waldweg betreten — um vielleicht nie wieder zu ihr zurück zu kehren! Dieser schreckliche Gedanke war unerträglich, und sie folgte vorsichtig seiner Spur.

Sicher durchschritt der kleine Knabe den Wald; den Berg hinauf leuchtete er unter der Last, welche er trug. Schon näherte er sich dem Schlupfwinkel, und Hoffnung belebte das Herz der geängstigten Mutter. Als er ins Tal flog, verlor sie ihn aus dem Gesicht, und als sie ihn wieder sah, war er in der Hand des brutalen Soldaten, der dem Vater Rache geschworen hatte, als er nach seinem Entkommen ihn nicht in seinem Hause fand. Rindlich-vergeßlich der Gefahr, rief er aus: „Water, Water!“

wie er es gewohnt war, wenn er Schutz bedurfte. Das Blut der Mutter wollte zu Eis erstarren, und mit aller Macht mußte sie sich zusammen nehmen, um nicht vorwärts zu stürmen. Aber sicherlich konnte der Soldat diesem wehrlosen Kinde nichts zu Leide tun, das so jung und unschuldig war. Jedes Wort, das er mit ihm sprach, schlug an ihr Ohr, und sich auf den Boden kauend, hörte sie. „Aha, Kleiner, hab' ich dich endlich doch erwischt? Hab' mir's doch gedacht, wenn ich dem jungen Fuchs aufspähte, würde ich den Eingang zum Bau des alten finden. Er soll mir die Mühe zahlen, die er mir gemacht hat.“

„Water, Water!“ — erschallte abermals der Ruf aus der geängstigten, kleinen Brust, aber ein freudiges Lächeln lag auf dem widerlichen Gesicht des Rebellen, als er daran dachte, wie leicht es ihm jetzt sein würde, das Versteck des Ausreißers aufzufinden.

„Brauchst ihn nicht zu rufen, komm, führe mich zu ihm.“

„Ich will nicht, denn du bringst ihn um!“ Und seinen Flossen reichlich über die geröteten Wangen.

„Komm, ich tue dir nichts zu Leide. Steh, ich gebe dir dies, wenn du mich zu ihm führst,“ und er hielt ihm einige kleine Kupfermünzen hin.

„Mama hat mir verboten, es irgend Jemand zu sagen, wo mein Vater ist, und ich zeige dir den Weg nicht. Mama sagt, ihr wäret schlechte Menschen.“

„Oho! diese Yankee's lernen früh krähen — da muß es in der Muttermilch liegen. Willst du mir es gleich sagen?“

Aber der Knabe blieb fest — kein Schmeicheln, keine Bestechung, keine Drohung konnte ihn bewegen, seinen Vater zu verraten. Alle Geduld verlierend, schwor der Mann, daß er ihn an den nächsten Baum knüpfen wolle, um zu sehen, „ob das den alten Fuchs nicht herausbringen würde.“ —

„Bitte, bitte, laß mich laufen, häng' mich nicht,“ flehte das Kind, als es den Strick um den kleinen Hals fühlte. „O Vater, o Mutter.“ Aber zu des verborgenen Vaters Ohren drang sein Angstschrei nicht, und machtlos, mit flirren Augen und schlaffen Gliedern kniete die Mutter da, gebannt von dem Bild vor ihren Augen, wie der kleine Vogel beim Anblick der Schlange. Hätte sie ihren Knaben durch Aufheben eines Fingers retten können, sie wäre außer Stande dazu gewesen.

„Bei Gott, Junge, ich hänge dich, wenn du nicht sprichst!“ — Es erfolgte keine Antwort mehr und der flehende Blick auf den harten Mann rührte denselben nicht.

„Hörst du, Junge? Ich frage dich jetzt zum letzten Male.“ — Und das eine Ende des Stricks über einen Baumast werfend und straffziehend, sprach er wie zu sich selbst: „Es ist eigentlich hart, wenn man so jung sterben muß!“ — als ob ein Anflug von Mitleid ihn noch zurück halten wollte. „Aber bah! Er wächst bald heran und wird dann auch gegen uns stehen!“ — Auf zog er den kleinen Körper, der zappelnd in der Luft schwebte.

Mit fester Hand hielt er den Strick und bald würde er die Leiche haben herablassen können — denn seinen Strick mußte er behalten, ohne ihn war er noch auf keine Strecke gegangen. Da rauschte es hinter ihm und schwer und sicher flog die gewichtige Axt des alten Sam in den Hirnschädel des Henkers, und schnell war die Schlinge von des Knaben Hals gelöst.

Es gelang noch, denselben zum Leben zurück zu bringen, und unter sorgfamer Pflege von der Hand der liebenden Mutter genas er bald, obgleich Wochen lang die Spuren der erduldeten Brutalität an ihm sichtbar waren.

Durch die fortwährend gute Nahrung, welche der Neger hundert Jahre lang auch Lewis Rhinney bald so weit, daß er zu einem kühnen Flüchtling bestehen zu können. Aber jetzt noch, nachdem die Schrecknisse des Krieges dem Frieden gewichen sind, schaudert er bei der Erzählung dieser Begebenheit. Ruhig und in Frieden sitzt er jetzt mit dem treuen Weib und dem braven Knaben am heimischen Herd, und glücklich lächelnd schaut aus der gemütlichen Ecke am Kamin der alte Sam sein Pfeifchen rauchend, auf die Familie, welche ihm allein ihre Rettung verdankt.

Sterbefafel.

Altwallen. Heinrich Zimmer, Dh., geb. 11. Juni 1865 zu Sophienau, gest. 5. Juli 1909 an Bronchialkatarrh. Krank 12 Tage. — Adolf Schubert, M., geb. 27. September 1869 zu Reußen-dorf, gest. 23. Juni 1909 an Lungenentzündung. Krank 10 Tage.

Berlin. Robert Bachernick, Schildermaler, geb. am 27. Oktober 1887, gest. 4. Juli 1909 an Lungentuberkulose.

Ellerwerda. Reinhold Preisler, Glasml., geboren am 10. Dezember 1858 zu Blottendorf, gestorben am 7. Juli 1909 zu Ruhland D.-L., an Bleikolik. Letzte Krankheitsdauer 4 Wochen.

Ghre Ihrem Andenken!

